

In jenen Tagen, da der Mensch . . .
Eine Erzählung nach aufgezeichneten Begebenheiten

NIKOLAUS ENGELMANN, *Pinsdorf/Oberösterreich*

Der Kommandant des Lagers X, Zarko Kocevic, betrat mit einem Fluch zwischen den Zähnen sein Büro. Es war in der Sommerküche eines Banater schwäbischen Hauses eingerichtet worden. Die Möbelstücke darin waren aus allen Himmelsrichtungen zusammengeschleppt. Der Raum war vollgepfercht. Es bedurfte besonderer Geschicklichkeit, die engen Durchgänge zwischen den einzelnen Stücken zu bezwingen. In der Mitte stand der große Wohnzimmer-tisch mit den Ausziehplatten aus dem Hause des Apothekers und um ihn Polstersesseln aus der Wohnung des Pfarrers. Vor dem Fenster, das den Blick auf das gegenüberliegende Vorgärtlein freigab, war der Schreibtisch des ehemaligen Arztes hingestellt und zwischen dem und dem Gassenfenster der Toilettentisch mit dem hohen Spiegel, der zur Aussteuer einer jungen Lehrerin gehörte. Links von der Eingangstür war ein alter hochlehniger Plüschdiwan zu sehen, der sich seiner Quasten und Kordeln wegen die besondere Liebe des Kommandanten errungen hatte und der verträumten Behausung einer pensionierten Kindergärtnerin entstammte.

Auf den einzelnen Möbelstücken und rings um den Schreibtisch lagen nach ihren Einbänden und Bebilderungen ausgewählte Bücher und ein Wust von papierenem Zeug. Nur Weniges davon hatte mit den Aufgaben des Genossen Kocevic zu tun. Alles andere sollte nur seinen Rang hervorkehren und ihm die Macht des Bücherwissens bestätigen.

Die rechte Ecke der Eingangsseite gehörte übrigens seiner persönlichen Sekretärin, der Genossin Militza. Sie war aber nur selten an dem Rauchtischchen aus irgendeinem Herrenzimmer anzutreffen. Dort lagen ein paar zerfetzte Mappen und ein Stoß von Namensverzeichnissen. Über ihrem Arbeitsplatz an der Wand hing ungerahmt ein schlechter Farbdruck mit dem Bildnis Titos, und ebenfalls ungerahmt die Titelseite einer russischen Illustrierten mit dem Kopfe Stalins.

Kaum hatte Zarko Kocevic seine schweißfleckige Mütze auf den Schreibtisch geworfen und sein Gefluhe um einige kräftige Sätze verlängert, betrat auch Militza das Büro.

Sie war ein derbknochiges, breitgehüftetes Frauenzimmer mit Spuren einer einstigen Anmut im Gesicht. Ihr Äußeres war halb Soldat, halb Flintenweib. Den Kragen ihrer Bluse hatte sie weit zurückgeschlagen, als wollte sie ihre Weiblichkeit mit dem fast zur Hälfte enthüllten Busen hervorkehren.

Während sie ihre „Maschinka“ ablegte, hatte Zarko Kocevic nach seinem Ochsenziemer gegriffen. Mit ihm durchschnitt er einige Male die Luft, wobei er Militza ansah, als gälte es, einen Leckerbissen zu erwarten. Diese warf herausfordernd den Kopf in den Nacken, setzte sich auf den Stuhl vor ihr Tischchen und begann in den Namenslisten zu kramen. Sie hatte noch nicht gefunden, was sie suchte, als Kocevic schon hinter ihr stand und ihr über ihre Schulter hinweg in den Ausschnitt ihrer Bluse griff. Während sie noch quietschte, sagte Kocevic: „Der Teufel soll ihn holen, Genossin, aber in unserem Lager muß sich ein Pfaffe herumtreiben! Wenn ich den Kuttenghengst ausheben kann, bekommst du ihn ins Bett! Du wirst ihm dann deinen Himmel zeigen, und nachher werde ich ihn zu seinem Vater schicken, dieses Aas von einem Weihrauchbruder!“

„Woher, Genosse Kommandant, willst du wissen, daß unter den Schwabas in unserem Lager auch einer von dieser Sorte ist? In meinen Namensverzeichnissen ist kein Pope angeführt, oder glaubst du vielleicht, daß die Brüder lügen, wenn sie um ihren Beruf gefragt werden?“

Kocevic lachte laut auf und sagte: „Ja, meinst du, der vatikanische Papst sagt seinen geliebten Söhnen, sie sollen sich wegen uns erschießen lassen? Du hättest doch auch einem Hitler-Leutnantchen eher ein Schläfchen angeboten, als ihm einbekannt, die gesuchte Militza Debronovici zu sein!“

Nun lachte sie auf und gab zurück: „Sicher, aber ich hätte ihm auch im Bett den Hals umgedreht!“

„Gut, dann sind wir einig“, sagte Kocevic, „und es bleibt uns nur übrig, herauszufinden, ob wir ein Pfäfflein hier haben oder nicht!“

„Aber was, Genosse Kommandant, läßt dich vermuten, daß sich einer hier im Lager umtreibt?“ wollte noch Militza wissen.

„Was?“ sagte der, „im Keller der Dampfmühle sind einige der faschistischen Schweine so sanft krepirt, daß etwas dahinterstecken muß! Wenn wir ihnen den Herrgott auch noch nicht austreiben gekonnt haben, so muß ihnen doch jemand versichert haben, daß dieser sie *nie* verlassen wird! Und wer versteht das zu machen, ha? Popen, Pfaffen und sonstiges Kuttengesindel! An den Hitler glauben die doch nicht mehr!“

Zarko Kocevic hatte dann nach der Schnapsflasche gegriffen, den Mund voll gluckern lassen, sich die Zähne gespült, einen Teil verschluckt und den Rest in einem dünnen Strahl auf Militza gezischt. Sie sprang kreischend auf, stieß ihm vor die Brust, daß er rücklings auf den Tisch zu liegen kam. Einen Augenblick später wälzten sich beide mit Gekicher und unflätigen Erklärungen zwischen den Möbeln.

Noch am Abend desselben Tages hatten sich die männlichen Jugendlichen und Männer jeden Alters auf dem Platz vor der katholischen Kirche einfinden müssen. Sie waren in vier Reihen zu je achtundzwanzig Mann angetreten und mußten lange warten, bis Kocevic endlich über den Platz geschritten kam. Er war sichtlich angetrunken, hatte den Ochsenziemer unter den Arm geklemmt und ging dann die vier Reihen entlang. Fast jedem der Angetretenen stach abgrundtiefer Haß aus seinen Augen entgegen. Jedesmal, wenn er vor einem stehen blieb, durchfuhr den Todesangst.

Als er genug Schrecken verbreitet hatte, trat er vor die Männer und begann mit einer sich überschlagenden Stimme zu brüllen: „Unter euch ist ein Pfaffe! Wenn ich jetzt einem von euch befehle, mir zu sagen, wo er steckt, und es wird mir nicht gesagt, lasse ich hier an Ort und Stelle zehn von euch Schweinen erschießen!“ Eisige Stille lag über dem Platz. „Und jetzt werden wir die zehn herausuchen!“

Dann brüllte er noch zu Militza, die in einiger Entfernung von einem der letzten Lichtbündel der untergehenden Sonne getroffen unter der Linde neben dem umgestürzten Kreuz vor der Kirche stand, „Meine Maschinka!“

Sie kam mit hastigen Schritten auf ihn zu und überreichte ihm die Maschinenpistole, die er sogleich entscherte und in Anschlag brachte. In den Reihen der Männer erstarb selbst das Atemholen. Von einem Blatt Papier schrie er dann lauthals den Namen „Petar Faiknäkt“ — es sollte Peter Feinknecht heißen — „vorkommen!“

Dieser Peter Feinknecht, ein kaum fünfzehn Jahre alter, zur Mannshöhe emporgeschossener, hohlwangiger, ausgemergelter Bub mit nur noch wenig Funken Lebenswillen, trat vor und wurde angeschrien: „Kennst du die Männer aus deinem Dorfe?“

„Ja, Genosse Kommandant!“

„Wenn ich dir jetzt befehle, mir jeden einzelnen zu zeigen, damit ich zehn von ihnen erschießen kann, was wirst du machen?“

Peter Feinknecht schwieg. Seine Augen weiteten sich. Ihr Blick ließ das grenzenlose Entsetzen erkennen. Es vermochte nicht in sein Denken einzudringen. Eine kurze Weile schüttelte es seinen Körper.

„Was du machen wirst, will ich wissen?“ stand von Geifer und Zorn übermannt Kocevic vor ihm. Und weil der Bub weiter schwieg, schlug er ihm in blinder Raserei die Faust in das Gesicht. „Du gehst jetzt durch die vier Reihen“ — seine Stimme überschlug sich — „und nennst mir jeden Mann aus deinem Dorf mit vollem Namen!“

Ohne einen Tropfen Blut im Gesicht ging dann Peter Feinknecht die Reihen entlang. Hinter ihm schritt Militza mit einem Bogen Papier auf einem Brett-

chen als Schreibunterlage. Seit Jahren empfand sie wieder so etwas wie Mitleid. Am liebsten hätte sie den Kommandanten zurückgerissen. Sie kannte aber seine Unbeherrschtheit. Mit einem einzigen Wort hätte sie die Lage nur verschlimmern gekonnt. Irgendwie war sie von der Hoffnung auf einen guten Ausgang bewegt. Sie verfolgte jeden Schritt des vor ihr gehenden Feinknecht. Sie glaubte, ihm zurufen zu müssen: „Nenn einen, sonst bist du verloren!“

Die Ängste zu beschreiben, die zwischen den Angetretenen und dem Jungen hin- und herliefen, wenn er vor dem einen oder anderen der Männer stehen blieb, als müßte er sich vergewissern, ob er ihn kenne oder nicht, dafür gibt es keine Worte.

„Los, nenn diese Hitlerbanditen endlich!“ schrie Kocevic über die Reihen hinweg. „Es müssen welche aus euerem dreckigen Faschistennest darunter sein!“

Peter Feinknecht aber, nachdem er die vier Reihen abgegangen war, trat die sechs vorgeschriebenen Schritte vor den Kommandanten und meldete: „Genosse Kommandant, aus unserem Dorf ist keiner unter den Männern!“

Einen kurzen Augenblick später brach er zusammen. „Schau dir das junge deutsche Schwein an!“ schrie Zarko Kocevic zu Militza, die neben ihm stand. „Der Hund lügt und macht dabei die Hosen voll!“

„Vortreten, die aus seinem Dorfe sind!“ gellte es über den Platz. Doch wie auf ein geheimes Kommando traten alle einhundertelf drei Schritte vor!

„So ihr Verfluchten, dann nicht!“ schrie er in die schon eingefallene Dunkelheit. Sie wurde durch das Aufflackern einer Geschoßgarbe aus der Maschinenpistole, die das Leben des Peter Feinknecht löschte, für Sekundendauer aufgehellt.

*

Schon kurz nach vier Uhr morgens, nach einer Nacht, die Kocevic in einem tiefen Schnapsrausch verbrachte, trommelte er einige seiner Leute zusammen, unter ihnen auch Militza.

Als sie in dem mit Schnapsfusel angefüllten Büro beisammen waren, Kocevic sie der Reihe nach mit verquollenen Augen anblickte und die rauschschwere Zunge noch nicht richtig in Gewalt hatte, lallte er mehr, als er klar sprechen konnte: „Gestern abend, das hätte eigentlich gar nicht einem Rotzbengel von einem Schwaben gelten sollen. Den Hurenknecht von einem Pfaffen wollte ich ausheben, aber der Teufel soll den Schnaps holen.“

Jozo Kulevac, einer der willfähigsten Genossen des Kommandanten begann zu grinsen und fragte: „Na und, tut es dir vielleicht weh, wenn ein Schwabe weniger ist? Es gibt noch viel zu viele Deutsche! Ich weiß nur nicht, wes-

halb du nur den einen umgelegt hast. Die anderen waren doch auch alle vor deiner Maschinka!“

Kocevic ging aber nicht auf dieses Gerede ein. Nochmals sagte er: „Der Teufel soll den Schnaps holen! Statt nach dem ‚Hochwürdigem‘ zu fragen, kam mir die Geschichte mit dem Scheißkerl Faiknäckt hinter die Stirne. Warum ich auf diesem blöden Umweg von dem Lauser den geweihten Volksschädling erfahren wollte, geht mir noch immer nicht in den Kopf!“

Mit Ausnahme von Militza ließ sich aber keiner der im Büro befindlichen Genossen berühren. Sie jedoch hatte sich ganz dem Fenster zugekehrt. Sie beobachtete die sich lichtenden Morgennebel, die über die Bäume hinweg aufwärts zu schwimmen begannen. Angespannt verfolgte sie, wie sich der Tag aus der Nacht schälte und wie der Tau an den Gräsern und Unkräutern in dem ungepflegten Vorgarten zu funkelnden Kügelchen zusammenrann. Ihr Blick blieb dann an diesen Kügelchen hängen. In ihnen genoß sie das aufkeimende Sonnenlicht, das sich in tausenden winzigen Regenbogen versprühte.

Erst als Kocevic sie alle anfuhr: „Wenn heute nicht einige von euch den Hintern mit Fünfundzwanzig versohlt haben wollen, weiß ich bis zum Abend, wo dieser Pfaffe steckt“, schreckte sie aus ihrer Versunkenheit auf.

Sie hätte sagen gekonnt: „Lohnt sich nicht mehr; ist alles schon vorüber“, aber sie schwieg und verließ den Raum, bevor Kocevic das Zeichen dazu gegeben hatte.

„Paßt dem Dreckmensch vielleicht etwas nicht?“ wollte er wissen und fügte grinsend hinzu: „Oder glaubt sie gar, ihr könnte ich die Hinterbacken nicht auch mit schönen rosa Striemen zieren?“

Er konnte nicht ahnen, daß Militza eine schwere Nacht hinter sich hatte.

Kurz nachdem Peter Feinknecht erschossen worden war, mußte sie an sich merken, wie der Tod des Jungen Macht über sie gewann. Sie fühlte, wie ihr die gewohnte Gleichgültigkeit den Toten und Sterbenden gegenüber verloren ging.

„Schließlich war dieser Feinknecht ein Kind“ sagte sie sich. Sie sträubte sich dabei innerlich, ihn mit dem Wort „Held“ zu bezeichnen, mußte sich aber gestehen: „Wenn es Helden gibt, dann muß Feinknecht gewiß einer gewesen sein.“

Ein mütterliches Gefühl kannte sie bisher nicht, wie sie sich auch nicht einem einzigen Manne verbunden denken konnte. Als sie noch in Bosnien stündlich hinter allen Hecken und hinter den Krümmungen der Wege die Gefahren lauernd wußte, nahm jeder und jede vom Leben, was der Leib an Lust zu bieten vermochte. Sie schlief mit Männern, deren Namen sie sich nicht einmal bemühte, im Gedächtnis zu behalten.

Nun war auf einmal alles in ihr in Aufruhr.

„Dieser Bub – weiß Gott – (Sie konnte sich nicht entsinnen, dieses „weiß Gott“ in den letzten Jahren auch nur ein einzigesmal gesagt zu haben) – dieser Bub, der keinen der Männer verraten wollte, dieser hochgeschossene, ausgehungerte Bub mit den Augen aus einer anderen Welt . . . , den Kocevic ganz gemein abgeknallt hat, dieser Bub . . . “

Er ließ sie nicht los.

Sie vermutete richtig, daß sein Tod nicht einfach in der Nacht untergehen konnte, wie all das andere Sterben im Lager.

Kurz nach Mitternacht schlug sie ein Schultertuch um sich und begab sich zum Keller in der Mühle.

Dort lagen auf zerkrümeltem, verfaultem Stroh die, die auf ihr letztes Stündlein warteten. Sie war auch schon einmal als Betrunkene hingegangen. Damals wollte sie, daß der alte Lehrer Steinbacher noch kurz vor seinem Tode ihr die Tanzschritte des Kolo vorzeige. Sie hatte ihm, weil er zusammenbrach, ins Gesicht gespußt.

Diesmal wollte sie es anders machen.

„Vielleicht kann ich jemanden zurücknehmen; austauschen für den Peter Feinknecht, anderen noch Tage schenken“ ging es ihr durch den Kopf.

Als sie die Stahltüre zum Kellerabgang geöffnet hatte, klickte sie ihre Stablampe an, um eine rückwärtige Ecke auszuleuchten. Von dort fiel ihr ein Lichtschimmer in die Augen. Er kam von einem Kerzenstummel. Sie erblickte auch drei vier auseinanderhuschende Gestalten und neben einer Kranken kniend einen Mann. Ihre vorgefaßte Frage: „Kann ich hier etwas helfen?“ erstarb ihr auf den Lippen. Es war ihr sofort klar: „Das ist der, den Zarko sucht! Armer Hund, vielleicht siehst du noch die Sonne aufgehn, ihr Abendrot wird dir aber nicht mehr leuchten!“

Sie fuhr langsam mit dem Lichtstrahl sein Gesicht ab, dann seine Gestalt und zuletzt schien es, als wollte sie auch sein Innerstes aushellen.

„Da, komm her!“ fand sie zu ihrem Kommandoton zurück.

Der Mann gehorchte. Als er wenige Schritte vor ihr stand, überragte er sie um Kopfeslänge. Noch einmal nahm sie sein Gesicht unter den Lichtstrahl. Es war eingefallen und außer dem Kinn und den Wangen, die von einem ungepflegten Bart verdeckt waren, durchscheinend. Sein fester Blick machte sie etwas unsicher, doch belustigte sie sich an seiner Kleidung. Der Mann trug eine viel zu weite Hose und über dem zerschlissenen Hemd eine Fellweste, wie sie in den bosnischen Bergen getragen wird.

Als er sich verlegen durch die Haare fuhr, blieben ihre Augen an seinen Fingern und feingliedrigen Händen hängen.

„Du bist der Pfarrer? Ja? ... Wer bist du? ... Woher? ... Seit wann bist du hier?“

Obwohl sie ihrer Stimme abweisende Härte geben wollte, konnte sie eine Art Wärme im Ton nicht bezwingen. Seit gestern abend, seit der Geschichte mit dem Peter Feinknecht, schleppte sie die mit sich herum.

Der Mann verspürte ebenfalls diesen Ton und gewann so einige Festigkeit.

„Ich bin Kaplan ... , Georg Ehwanger ... , ich komme aus dem Lager G. ... Unsere Menschen wollen in Gott sterben. Ich habe Ihn heute zum viertenmal nachts hierher gebracht.“

„Und wo hast du diesen Gott?“ wollte sie wissen.

„Diesen dort in der Ecke habe ich IHN gegeben“, antwortete er.

„Und im Lager G.? Wieso bist du nicht erschossen worden?“ forschte sie weiter.

„Das weiß ich nicht“, antwortete der Kaplan. „An die Wand gestellt war ich schon zweimal und einmal mit auf den Rücken gebundenen Händen auf der Schinderwiese vor einer offenen Grube gekniet. Vorgestern wurde ich mit einem Strick um den Hals vor den dortigen Lagerkommandanten geschleppt. Mit diesem Strick um den Hals mußte ich eine Stunde lang je zehn Minuten wie ein Hahn krähen und dazwischen ‚Živeo Tito‘ und ‚Živeo Stalin‘ rufen. ‚Wir spielen Litanei‘ hat er gesagt.“

Militza hatte ihre Lampe abgeblendet. Das Licht warf nur noch einen matten bräunlichen Kreis vor ihre Füße.

„Komm mit“ sagte sie nach langer Stille.

„Geh drei Schritte vor mir! Du schlägst die Richtung ein, die ich dir sage, sonst brauchst du keine Schritte mehr zu machen!“

Militza hatte den Kaplan Georg Ehwanger solcherart auf einem Umweg aus dem Lager geführt.

Vereinzelt begannen schon Sterne zu verlöschen. Im Osten bündelten sich die ersten Lichtgarben. Sie leuchteten den Saum zwischen Himmel und Erde rot an. In der Ferne schien es, als wollte tiefliegender Nebel zu brennen anfangen.

In einer flachen Mulde, weit außerhalb der Lagerumzäunung, befahl Militza dem Kaplan stehen zu bleiben.

„Du verschwindest jetzt!“ sagte sie. „Hier aus diesem Lager und aus dem Lager G. Zurück kannst du nicht mehr! Das nähme ein schlimmes Ende für uns beide!“

Als der Kaplan sich umgewandt hatte, um einem schützenden Wäldchen zuzueilen, rief sie: „Halt!“

Sie schritt ganz nahe an ihn heran, hob den Kopf, um seinen Blick voll fassen zu können und fragte nach einer langen Pause:

„Kaplan, gibt es einen Gott? Antworte!“

Die Frage hatte ihn tief getroffen.

„Es gibt ihn, für uns alle“ sagte er.

„Und du kannst an ihn glauben?“ wollte sie noch wissen.

Er antwortete darauf: „Ich glaube ... ich glaube ... ich glaube an ihn!“

„Dann soll er dir helfen!“ waren ihre nächsten Worte und noch einmal gab sie ihm den Befehl: „Verschwinde jetzt!“